

Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zur
Schwanheimer Zeitung.

Verlag von Peter Hartmann in Schwanheim a. M.

1916. * Nr. 43

Die Ebersburger.

Geschichte aus alter Zeit von Fritz Rißel (Münz).

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Du kannst die Größe meines Seelenschmerzes ermessen, als mir die verhängnisvolle Kunde ward, als Waltrudis mir den Ring der Treue zurücksandte. Aus allen Himmeln war ich jäh gerissen und hatte nur die eine wütende Begierde, mich an dem Räuber meines Glücks zu rächen. Ich eilte heim und mußte dort erfahren, daß Waltrudis aus dem Schutz der Eltern entwichen war und auf Ebersburg verweilte. Ungeklärt ritt ich dorthin, doch als ich das Tor gelangte, fand ich es verschlossen, und von dem Torwächter wurde ich abgelehnt.“

Willen. Wahnsinniger Schmerz durchtobte mich, und nur der Durst nach Rache hielt mich ab, freiwillig in den Tod zu gehen. Mondenlang irrte ich wie ein Verzweifelter umher und suchte Hilfe auf den nachbarlichen Burgen, doch lernt' ich da so recht die Menschen und die Wahrheit des Spruchs erkennen: Bist du in Not, gehn tausend Freunde auf ein Lot! Alle, die sich einst Freunde der Madenzeller nannten, sie kannten mich nicht mehr und hatten für mein Bitten weiter nichts denn schöne Worte. Nur widerwillig ward mir Gastfreundschaft geboten, denn jeder fürchtete, sich mit den mächtigen Ebersburgern zu verfeinden. Da faßte mich ein Ekel vor der Menschheit, und der Entschluß reifte in mir heran, der schnöden Welt für immer zu entsagen. So ward ich Mönch und fühle mich als solcher glücklich und zufrieden, weil ich mit

allen irdischen Wünschen abgeschlossen.“

Der Erzähler schwieg und erhob sich. — Das sanfte Lächeln, das seine Lippen umspielte, als er nach dem Christusbilde sah und sich dabei bekreuzte, bewies, daß dieser Mann in der Tat die Ruhe seines Inneren wieder gefunden hatte.

Welf, der in tiefer Bewegung dieser Erzählung gelauscht hatte, sah mit einem Gefühle der Ehrfurcht zu dem Freunde empor, der nach diesem überstandenen ungeheuren Leid einer solchen Überwindung fähig gewesen war. —

Und unwillkürlich drängten sich ihm die Worte auf die Lippen: „Wohl dir, daß du die Seelenkraft besahest, zu überwinden! Ich bewundere dich, Freund Bertold, und beneide dich ob deiner inneren Stärke. Und bist du deinem treulosen Freunde, dem Heinz von Ebersburg, niemals mehr begegnet?“ „Mit Vorlieb hab' ich ihn gemieden!“ entgegnete der Bruder.



Das neue Zentraljustizgebäude in Nürnberg. (Mit Text.)

überlegenen Macht der Ebersburger berannt und verward. Mein Vater fiel nach heldenhaftem Kampfe, und arme Mutter ward von den stürzenden Trümmern des erschlagen; ich selbst schlug mich mit einem Häuflein Geburgen den Schwarm der Feinde. So hatte ich denn alles — die lieben Eltern, Hab und Gut um eines Weibes

„Als wir im vorigen Herbst die Ebersburger in blutiger Feldschlacht an der Nidda niederrangen, sah ich den Heinz zum erstenmal seit seinem Treubruch wieder. Leicht wär' es damals mir gewesen, ihm das Leid, so er mir angetan, blutig zu vergelten, denn zum Tode erschöpft von dem heißen Kampfe, lehnte er an einem Baum, verlassen von den Seinigen. Doch war ich eingedenk des Gotteswortes: „Die Rache ist mein“ und ritt an ihm vorüber. Doch laß uns jetzt von etwas anderem reden, Welf! Hab' ich auch das Vergangene überwunden, so schmerzt mich doch das Erinnern. Was gedenkst du jetzt zu tun? Willst du nach Frankfurt reiten, um dem Rat die Kunde von Herrn Burthard Limpurgs Mißgeschick zu überbringen?“

„Der Knechte einer mag die Botschaft melden! Ich selbst kehre nicht eher nach Frankfurt zurück, bis es mir gelungen ist, Herrn Burthard aus der Gefangenschaft zu lösen!“

„So gedenkst du dich zum Waffendienst bei unserem hochwürdigsten Herrn zu melden? So recht — hochwillkommen ist uns ein jeder tapfere Arm!“

Welf schüttelte den Kopf und erwiderte:

„Vielleicht geselle ich mich euch zu einer späteren Zeit als Waffengefährte, doch jetzt kenne ich nur das einzige Bestreben, Herrn Burthard zur Freiheit zu verhelfen.“

Überrascht wendete sich Bruder Volker um und fragte langsam: „Wie aber willst du das beginnen, Freund? Herr Bertold hat dir seine Hilfe doch vorläufig verweigert! Gedenkst du denn mit deiner Handvoll Knechte die mächtigen Ebersburger zu bekriegen? Das wäre heller Wahnsinn! Gedulde dich, bis unsere anderen Feinde niedergeworfen sind, dann schlägt gewiß auch den Räubern auf der Ebersburg ihr Ständlein!“

„Darüber geht wohl Jahr und Tag dahin — so lange kann ich nimmer mich gedulden! Nein — ohne Säumen geh' ich an das Werk!“

„Wie willst du aber das Unmögliche vollbringen? Bedenke — „Mein Wort hab' ich verpfändet, das Äußerste zu wagen!“ unterbrach Welf den mahnenden Freund. „Wohl weiß ich, daß ohne Herrn Bertolds Hilfe mit Gewalt nichts auszurichten ist, drum soll mich List zum Ziele führen, und du, mein Freund, sollst mir mit klugem Räte dazu helfen!“

Einige Augenblicke sah Bruder Volker den Sprecher fragend an, dann ging es wie ein Blitz des Verstehens über seine Züge.

„Du hast dein Wort verpfändet, lieber Welf? Ich ahne wohl, was dich dazu getrieben und halte es als Freund für meine Pflicht, dich wohlgemeint zu warnen! Wenn mich nicht alles trügt, dann treibt die Hoffnung auf Befriedigung heißer Wünsche dich zu törichtem Beginnen. Glaubst du, daß diese Hoffnung sich erfüllt, selbst wenn das Wagnis dir gelingen sollte?“

Welf hatte errötend die Augen vor dem Bruder gesenkt, der mahnend fortfuhr:

„Vielleicht verschwendest du die heiligsten Gefühle deines Herzens, gibst vielleicht dein junges Leben hin für einen Traum, dem ein schmerzliches Erwachen folgen muß. Vor diesem Schicksal möcht ich dich bewahren. Nie wird es der Patrizierstolz des Rathsherrn Burthard Limpurg gestatten, daß sein einzig Töchterlein einen Kriegersknecht freit, selbst wenn er diesem die Freiheit und das Leben verdankt. Bedenk das wohl!“

„Ich habe es bedacht!“ erwiderte Welf leise. „Weil du mit scharfem Blick erkannt hast, was mein Innerstes durchbebt, so will ich offen dir Vertrauen schenken. Ja — ich liebe Herrn Burthards Tochter heiß und inniglich und kenne keine größere Seligkeit als ihre Nähe! Und hoffnungslos ist meines Herzens Reizung nicht, das hat Herlinde mir in ihrem ganzen Wesen seit gestern kundgetan. Wohl weiß ich, daß der Unterschied des Standes wie eine ungeheure Kluft mich von ihr trennt, doch zage ich deswegen nicht! Der Kraftbewußte darf selbst nach den höchsten Zielen streben!“

Wieder umspielte die Lippen des Bruders ein trauriges Lächeln, als er entgegnete: „Ich will dir deine frohe Zuversicht nicht rauben, Freund — das eine nur geb' ich dir zu bedenken! Der Frauen Herze ist ein wetterwendisch Ding, das seine Gunst je nach dem Zeitenlauf verschenkt. Ist auch Herrn Burthards Tochter gegenwärtig dir gewogen, zur Zeit, in der sie dich und deine Hilfe braucht — glaubst du, daß sie auch dann ein tieferes Gefühl dir entgegen bringt, wenn sie der Sorgen ledig ist? Und wenn sie selbst so festen Sinnes wäre und niemals von dir lassen wollte, selbst gegen Wunsch und Willen ihrer stolzen Sippe — willst du dann ihre Liebesleidenschaft benutzen und dich als Unwillkommener, mit schlecht verhehlter Abneigung Angesehener zwischen Kind und Vater drängen?“

„Darüber hab' ich noch nicht nachgedenkt und sinne nicht darüber nach!“ erwiderte Welf lebhaft. „Angstliches Grübeln und Schwärmen über das was kommen könnte, ist nicht meine Art! Ich traue meinem Sterne und will, trotz allem, was sich mir entgegenstellt, zum mindesten mit allen Mitteln trachten, das höchste

Glück zu erringen, das es hienieden für mich geben kann! Ich kann ich es verstehen, daß dir alle Frauen wantelmütig sind, weil dir von einer bitteres Leid widerfahren ist; ich kann diesen Glauben mit dir teilen, und eine innere Stimme rufen zu, daß ich auf meiner Golden festen Sinn, auf ihre unbare Treue, fest bauen darf!“

Wie Siegesbewußtsein klang es aus den Worten des Chers, und es mußte etwas Überzeugendes in denselben denn Bruder Volkers Mienen hellten sich auf, als er entgegnete:

„Der liebe Gott und seine Heiligen, sie mögen fügen, du an deinem Glauben niemals irre wirst! Von ganzem Herzen wünsche ich dir Glück, und wenn ich selbst dir eine Hilfe kann, so steh' ich dir mit ganzer Kraft zur Seite. Du meinen Rat — so laß mich hören, wie ich dir raten soll?“

„Vielleicht wirst du mich einen Narren schelten, wenn ich sage, was ich beginnen will. Doch bin ich fest entschlossen, zu wagen, und wenn das Glück mir hold ist, geht alles wohl zu guten Ende. Sobald der Reitende, den ich nach Frankfurt zurückgeführt ist und mir aus meinem väterlichen Hause verschiedene Dinge überbracht hat, die mir zu meinem Plan sind, dann wandere ich nach der Ebersburg!“

Als habe er nicht recht gehört, sah Bruder Volker den zweisehnd an und fragte:

„Du willst dich in des Löwen Höhle wagen — du ganz allein und ohne Waffen! Vorher jedoch muß ich mit vielem sein, was mir zu wissen not. Du kennst die Ebersburg bis in den letzten Winkel; ein jeder Weg und Steg in ihrer ist dir vertraut, nicht minder weißt du mir die Ritter und Genossen genau zu schildern. Von ihrem Leben und Verwunden von dem, was jemals auf der Burg geschehen, kannst du mir Kunde geben. Dies alles begehre ich zu wissen!“

„Zu welchem Ende aber, Freund?“ fragte der Bruder wundert. „Wohl vermag ich es, wie wohl kein zweiter, zu schildern, was die Ebersburg betrifft, verweilte ich als Bursche als Jüngling doch fast jeden Tag in ihren Mauern. Dies deinen Zwecken dienlich sein soll, vermag ich nicht zu verneinen.“

„Vernehme denn, was ich im Schilde führe!“ erwiderte er mit

Und seinen Schmelz näherrückend, begann er mit gebührender Stimme auf den Freund einzusprechen. Lange und ausführlich Es mußten wohl abenteuerliche Pläne sein, die er entwarf, denn mehrmals schüttelte Bruder Volker bedenklich das Kopf und machte Einwände, die aber alle von Welf wortreich beantwortet wurden. Und je länger dieser redete, desto aufmerksamer hörte der Freund zu; die Berwegenheit des Vorhabens schloß ihn zu begeistern, und sich erhebend sagte er schließlich:

„Wenn nicht ein unvorhergesehenes Mißgeschick dich so könnte dir fürwahr der kühne Plan gelingen. Glück zu, Welf! Dem Mutigen hilft Gott! Was ich dir raten und tann, das soll geschehen!“

4. Auf der Ebersburg.

Auf der Ebersburg ging es hoch her. Hatte sich doch dem Überfall des Frankfurter Warenzuges gemachte Beute so reichhaltig und mannigfach erwiesen, daß die Ritter eine Weile lang herrlich und in Freuden leben konnten. Neben großen Anzahl Ballen Leinwandspinnstoffs und wollener war den adeligen Räubern eine Menge feiner Webstoffe — Baldesin, Zindel, Seide und Samt — in die Hände gekommen sowie einige Fässer und Tonnen der schon in damaliger ganz Deutschland berühmten Frankfurter Fleisch- und waren — alles Dinge, die Herr Burthard Limpurg in mit Gewinn veräußern und gegen andere Waren, be Rauchwerk, eintauschen wollte. Nicht zu vergessen der Tonnen edlen Rheinweins, welcher den Hauptteil der ausgemacht hatte, und der jetzt dazu dienen mußte, in den alltäglichen Gelagen das Gelingen des Handstreichs zu verhelfen. Da war es kein Wunder, daß Herren und Knechte lang nicht aus dem Taumel heraustraten, und daß sich Gäste auf der Burg einfanden — Schnapphähne und Ritter von den Burgen im Umkreis, die, wie die Bienen den sofort nach dem Überfall gewittert hatten, daß auf der Ebersburg herrschte, und daß es daselbst freie Zeche gab. Und auch nicht mit überströmender Freude, so wurde diesen Leuten doch willig Gastfreundschaft von den Herren der Ebersburg gewährt, denn diese waren auf die Hilfe der Spießgesellen angewiesen, wenn es sich um eine größere Unternehmung gegen streitbaren Fürst von Fulda handelte, dessen starke Ebersburger im vorigen Herbst gespürt hatten, ohne aber Schaden klug geworden zu sein. Vielmehr war es seit im maligen Niederlage ihr glühendes Bestreben, die Schatz zuweilen, zu welchem Zwecke sie die Ritterschaft des ganzen freies gegen die Abtei aufgewiegelt hatten, so daß sie die Veranlasser der ausgebrochenen Fehden waren. Die

die Wählerarbeit gelungen war, trugen sie auch kein Bedenken den im vorigen Herbst beschworenen Frieden zu brechen und offen auf die Seite der Feinde der Abtei zu stellen, deren Anzahl es erhoffen ließ, daß es endlich gelingen werde, die unbequemer werdende Macht des kriegerischen Abtes zu brechen. War dies erst geschehen, dann konnten die edlen Herren, die unsern heutigen Begriffen nichts weiter wie gemeine Räuber und Strauchdiebe waren, ganz nach Belieben das unglückselige Land brandschatzen, ohne befürchten zu müssen, daß ein Aufstand ihrem ruchlosen Treiben Einhalt gebiete.

Schon seit Wochen, hatten sich auch heute wieder eine große Anzahl der mit den Ebersburgern verbündeten Ritter auf der Wiese versammelt, um Kriegspläne zu entwerfen. In dem steinernen Palas des Hauptbaus saßen sie an einer langen Eichen- und lauter trotzig blickende Männer, welchen das Laster auf der Stirne geschrieben stand. Den besten Eindruck von ihnen machten noch die drei Ebersburger Ritter selbst, besonders der Herr von Ebersburg, ein schöner Mann, der in seinem Wesen etwas Gemessenes zeigte und, anstatt in das Gerede der zum Teil schon trunkenen Bechgenossen einzustimmen, vor sich hinsah und manchmal wie mißbilligend den Kopf schüttelte. Die beiden älteren Brüder Albrecht und Hermann, hochgewachsene Männer von derbem Aussehen, schienen dem Gefallen an dem fröhlichen Treiben zu finden, denn fort und munterten sie die Gäste mit derben Scherzworten zum Trinken auf und stimmten laut in den Jubel ein, wenn einer in der bevorstehenden Fehde zu vollführenden Heldenthaten angesprochen wurde. Wenn die Ritter nur einen Bruchteil der Weisheit und Stärke in dem Kampfe bewiesen, deren sie hier hinter dem Becher rühmten, dann stand es um die Zukunft des gemeinsamen Feindes schlimm; daß dieser schließlich unterliegen müsse, schien allen eine ausgemachte Sache zu sein, und wieder begannen sie schon miteinander darüber zu streiten, in welcher Weise der Preis des Sieges zu verteilen sei.

Der jüngere der Becher, ein Mann mit braunrotem Gesicht und einem Schnauzbart, tat sich bei diesen Prahlereien hervor, er mit drohender Stimme und wildrollenden Augen seine Stärke und die Tapferkeit seiner Knechte pries und sich es allein an der Spitze der Seinigen mit der Streitmacht der Abtei aufzunehmen. Eben hatte er wieder mit der Hand auf den Tisch geschlagen und gerufen:

„Der Teufel soll mich holen, wenn ich den Fingerhut (Spottwort des Abtes Bertold von Leibholz) nicht lebendig fange! Ich will die Lust am Waffenhandwerk vertreiben und ihm eine Lektion vorsingen, daß ihm die Ohren gellen. Baumeln muß er Erbschelm, so wahr ich Gise von Steinau heiß!“

Die anderen Becher schienen von diesen Versicherungen überzeugt zu sein, denn mit vielstimmigen Bliden sahen sie einander an und zuckten die Achseln, als hegten sie Zweifel am Mannesmut des Sprechers. Aber das Antlitz des Heinz von Ebersburg flog sogar ein geringschätziges Lächeln, und mit verächtlichen Gebärden schien er Herrn Gise Schweigen zu empfehlen zu wollen. Das reizte aber diesen zum Zorn, und unverzüglich erhebend, brüllte er über den Tisch hinweg:

„Machst du mir etwa nicht, Heinz Ebersburg, und wähest du nicht es nicht zuwege, den Fingerhut zu fassen?“

Herr Gise machte Heinz von Ebersburg eine abweisende Geste und entgegnete trocken: „Spar deine großen Worte, Gise, ich will uns lieber Taten von dir sehen!“

„Das willst du damit sagen?“ fuhr Herr Gise von Steinau auf.

„Daß du ein Maulheld bist, der besser schweigen sollte, anstatt so kühnhaft kühner Tat zu rühmen! Mit Prahlereien schlägt kein Feind!“

„Höll' und Teufel — das wagst du mir zu bieten — mir, vor dem Namen der ganze Gau erzittert?“

„Wer zittert vor dir? Alte Weiber und arme Bäuerlein, die nicht wehren können, wenn du ihnen das letzte Kind aus den Ställen holst — doch eines mannhaften Gegners Schreden nimmst!“

„War merkwürdig, daß diese in bitterem Hohn ausgestoßenen Worte nicht noch mehr reizten, sondern eher eine beschwichtigende Wirkung auf Herrn Gise ausübten. Mit einer Miene, die ihm eine unverdiente Kränkung widerfahren, erwiderte er an die beiden anderen Ebersburger wendend:

„Seit wann ist es denn Brauch hier auf der Ebersburg, daß man einen Gast mit schönen Worten trinkt? Ihr duldet, daß mir von eurem Bruder widerfährt?“

„Nur doch nicht jedes Wörtlein so genau, Gise!“ erwiderte der älteste der Ebersburger, und der zweite fügte hinzu: „So böse hat es der Heinz gewißlich nicht gemeint! Nicht Heinz?“

„Ist es ein Schimpf, wenn ich die Wahrheit sag?“ fiel der Gefragte heftig ein. „Dem Gise liegt es noch bei mir im Saß vom Treffen an der Nidda her! Da hat er mich mit seinen Reissigen im Augenblick der höchsten Not verlassen — ist feig entwichen vor dem Madenzeller, so daß ich um ein Haar verloren war!“

Gise von Steinau wollte wieder auffahren, doch Albrecht von Ebersburg, der sich erhoben hatte, schnitt ihm mit einer beschwichtigenden Handbewegung das Wort ab und rief:

„Laßt endlich doch die alten Geschichten begraben sein! Wir sind hierhergekommen, um den Beginn der Fehde zu beraten, doch nicht, um Streit und Hader zu beginnen. Nur Einigkeit macht stark! Spül deinen Groll mit einem Becher Wein hinab, Freund Gise, und erzähl' uns eine von deinen seltsamen Geschichten!“

„So recht — der Gise soll erzählen; dazu hat er das Zeug! Trägt immer einen Sad voll Jagdgeschichten nach! Erzähl' uns, Gise, wie du damals den großen Bären in dem Sade fingst!“

So schrien die Becher lachend durcheinander und erhoben die Becher, um Herrn Gise zuzutrinken. Dieser hatte sich mit unwilligem Gebrumme wieder niedergelassen und warf giftige Blicke nach Heinz von Ebersburg. Besondere Lust zum Erzählen schien er nicht zu haben, denn auf alles Drängen erwiderte er schließlich mürrisch:

„Laßt mich in Ruhe — habe keine Lust! Ihr glaubt ja doch nicht, was ich euch erzähle, und lacht mich aus! Wenn's auch die reinste Wahrheit ist, so nennt ihr doch mich einen Lugschuppel!“

„Beileibe nicht, Freund Gise — wir glauben dir es zweimal!“ wurde ihm von einem der Ritter entgegnet. „Das weiß man doch, daß du nicht lügen kannst! Frisch, lege los! Wie ging es zu auf jener Bärenjagd?“

„Wenn ihr es mit Gewalt denn wissen wollt, so höret zu, und wer's nicht glaubt, der mag es bleiben lassen. Deswegen ist's nicht minder wahr — so wahr, wie ich den Becher hier auf einen Zug jezt leere.“

Herr Gise setzte den geleerten Becher auf den Tisch, lehnte sich in seinem Sessel zurück und sah mit verschwommenen Augen in die Kreise umher. Dann begann er:

„Ein lustig Stüdelein war's, wie ich den Bären damals fing. Das Untier hauste an der steinern Wand, tief im Gebirg, in einer Höhle, wo ihm weder mit dem Spieß noch mit den Niden beizukommen war. Allnächstlich zog der zottige Gesell auf Raub hinaus und würgte Lamm und Kind in Stall und Pferch, so daß er zum Schreden aller Dörfer im Umkreis ward. Oft trachtete ich, mit der Meute ihn zu stellen, doch stets umsonst — der Schlaue wußte jedesmal mir zu entinnen. Da beschloß ich, ihn mit List zu pressen. Auf eine lodernde steile Felsenwand ließ ich ein Brett von meinen Knechten legen, dergestalt, daß das eine Ende frei über die Tiefe ragte. Dies Ende war mit Honig dick bestrichen, und unten an dem Felsen, da hatt' ich einen weiten Sad gespannt. Ihr wißt ja, wie die Bären den Honig lieben; der süße Duft lockt sie aus weiten Fernen herbei. Nun gut — ich lag noch keine Stunde auf der Lauer, da trottete der Meister Peh heran und schnupperte begierig nach dem Köder. Erst schien er nicht zu trauen und windete nach allen Seiten, dann trat er langsam auf das Bord, und was nunmehr geschah, könnt ihr euch denken. Jäh schnellte das Brett empor, und kopfüber purzelte der Bär in meinen Sad — es war zum Lachen! Rasch sprang ich dann hinzu und hab' den Sad mit einem Strid fest zugebunden. Ganz einfach fängt man so mit Listen einen Bären!“

Siegesbewußt sah der Erzähler in die Kreise der Becher umher, die in schallendes Gelächter ausgebrochen waren und ihm zuriefen:

„Brav, Bärenfänger! Du bist fürwahr ein Teufelskerl, Freund Gise!“

(Fortsetzung folgt.)

Heimgefunden.

Von E. Fries.

(Nachdruck verboten.)

Ganz unverständlich ist mir Böhmer“, sagte Herr Wiener-Paulinenaue zu seinem Nachbar. Die Herren hatten erst soeben an ihrem Stammtisch Platz genommen.

„Ja, nicht wahr? Es ist mir auch aufgefallen, wie farblos seine Rede, auf die wir doch so große Hoffnungen setzten, gehalten war“, erwiderte Herr Struwe-Engersburg.

Andere mischten sich ein. Im Augenblick war Herr Böhmer das Tischgespräch der kleinen Tafelrunde, die sich nach einer Sitzung der Bechen- und Hüttenbesitzer bei Warbach zum Mittagessen zusammengefunden hatte.

„Seine Frau soll krank sein“, wußte einer der Herren.

„Aber doch wohl nicht ernstlich?“ fragte ein anderer.

„Dort kommt er selbst“, sagte Schulze-Hattenheim, der den Eckplatz hatte und das ganze Lokal übersehen konnte. „Man könnte ihn fragen“, fügte er, da er mit Böhmer befreundet war, mit einer gewissen Unsicherheit im Ton hinzu.

Der angesehene Volkswirtschaftler kam mit einem seltsam leeren Lächeln um den Mund näher. Keiner seiner intimen Bekannten wagte sich an ihn heran. Er ging höflich grüßend vorüber. Als er außer Hörweite war, sagte der Abgeordnete Reichmann, der allgemein für einen Dichter galt: „Der Mann sah ja aus, als ob alles vor ihm ver-
fänte... Haben Sie nicht den Ausdruck in den Augen gesehen? Als ob er am Abgrund stünde! Ich sollte mich gar nicht wundern, wenn—“

Es blieb unklar, was ihn nicht wundern würde. Jedenfalls tat er sich später viel darauf zugut, als bekannt wurde, daß leichtsinnige Spekulationen seines Sohnes den Hüttenbesitzer Böhmer fast um seinen ganzen Wohlstand gebracht hatten. Gerade in den Tagen, als Böhmer die große Rede im Verein halten sollte, um seinen Vorschlägen über die Kohlenversorgung des Reiches im Kriegsfall Geltung zu verschaffen, brachen die Mißsposten über ihn herein.

Der Schluß war, daß er den Sohn verstieß. Das hatte die Mutter auf das Krankenbett geworfen, und es war nur zu begreiflich, daß unter solchen Verhältnissen selbst die eiserne Selbstzucht des ernststen Mannes keine rednerische Meisterleistung zuwege brachte, wie sie die Umstände von ihm heischten.

Längst hatte er die Scharte ausgewekelt. Die neue Vorlage über die Tarifiermäßigung hatte zum großen Teil seiner Ver-

Die Geschäfte des Vereins hatte er mit dem Geschick geleitet, das man an ihm von jeher bewunderte. In den Vorbesprechungen und in den Verhandlungen mit den anderen Parteien hatte Böhmer stets sein gewohntes organisatorisches Talent bewiesen, immer mit demselben tiefen Ernst, der sein Unglück mit dem gar nicht von



Das königliche Schloß in Bukarest, in dem der entscheidende Kronrat über den rumänischen Trennbruch unter dem Vorsitz des Königs Ferdinand stattfand.

lungen war, davon konnte sich wohl niemand ein Bild machen. Selbst seine Frau nicht, die in ihrer Weise gewiß nicht weniger litt als er. Sie empfanden beide, daß es für so ungeliebte Schmerzen nur eine Trösterin gab — Arbeit. Kopfüberhüllend sie sich hinein, und wirklich gelang es ihnen zuweilen, den bohrenden Kummer vorübergehend zu betäuben.

Der, dem all diese Sorgen galten, war nicht so weit von der Heimat fort gewesen, wie die Eltern sich vorstellten, als der Krieg begann. Jürgen von Böhmer war auch nicht so tief geirrt, wie sein Vater in seiner gerechten Entrüstung glaubte. Er hatte ins Unglück gekommen, wie schon so mancher vor ihm. Seine Gesellschaft hatte sich an ihn herangedrängt, und er, das verlorene Kind des Reichthums, hatte sich nur zu willig in den Strudel ziehen lassen. Als ihm die Augen aufgingen, war es zu spät.

Er empfand, daß er nicht wieder als Offizier in das eintreten konnte, das er unter so traurigen Umständen hatte verlassen müssen. So meldete er sich als Kriegsfreiwilliger bei einem Regiment an der Grenze.

Man erkannte gar bald seinen Ernst, seinen Eifer und vor allem seine Vertrautheit mit militärischen Dingen. Nach kurzer Frist schon war er Unteroffizier, dann Vizewachmeister. Ganz allmählich kehrte ihm Mut und Selbstvertrauen wieder. Wenn er nun den Eltern zeigen konnte, daß er doch nicht ganz schlecht war! Zaudernd hätte er sich in die Schlachten stürzen mögen, um mit seinem Herzblut seine tiefe Reue zu versiegeln. Aber es war, als wäre er gefeit. In den großen Kämpfen in Belgien war seine Batterie wiederholt stark mitgenom-



König Konstantin I. von Griechenland.



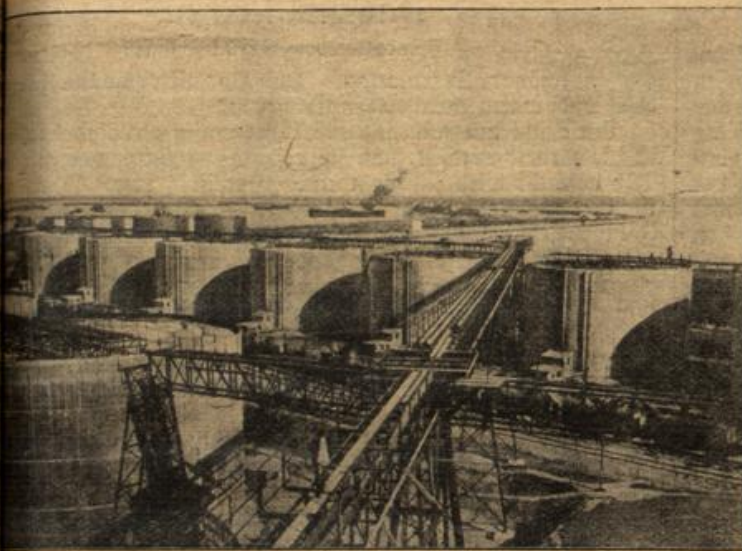
Palazzo Venezia in Rom,

der Sitz der österr.-ungarischen Gesandtschaft am päpstlichen Stuhl, wurde von der italienischen Regierung enteignet.

mittelung ihre schnelle Erledigung zu danken, von kleineren, darum aber nicht weniger wichtigen Sachen ganz zu schweigen. Nur im persönlichen Verkehr machte sich eine Veränderung bemerkbar. Er zog sich noch mehr als sonst in sich selbst zurück. Die andauernde Krankheit seiner Frau gab den besten Grund ab, alle Gesellschaften zu meiden. Wie wäre es einem Menschen, auch dem besten Freunde nicht, gelungen, ihm eine Auserung über den tiefen Kummer, der auf ihm und seinem Hause lastete, zu entlocken. Man wußte nur, daß der Sohn den bunten Rod hatte ausziehen und außer Landes gehen müssen.

Allmählich wandte sich das Interesse neuen Ereignissen zu. Nur als der Krieg begann, wurde hier und da die Frage erörtert, ob wohl der junge Böhmer auch mitgehen würde. Niemand wußte Bescheid. Niemand wagte den Vater zu fragen.

chid ge
espreche
n hatte
anifator
mit
der
dem
t von
Stirne
en wa
Wie
Bahrhe
um a
was es
ofiete,
er gene
heit, da
er leg
Deutsch
Schnen
a der
ränge
a wisse
ein G
eilte,
ersucht
ie Heim
reicher
b es ih
Bild m
icht w
ungeh
über fr
n, den
weit vo
als der
es ge
ote. G
n. Sch
s ver
ndel
s zu
n das
in hatt
iger b



Proletaranten im rumänischen Hafen Constanza, den unsere Flugzeuge mit Bomben belegten. Phot. B. J. G.

nur ihn, der so gerne sein junges Leben geopfert hätte, jede Angel zu meiden. Längst hatte er das Eisenerz-Kreuz erreicht. Als ihm auch das erste Klasse verliehen wurde, sein Vater, der die Liste durchsah. Sollte Jürgen? Ach nein, er schickte er sich solchen Hoffnungen hin. Außerdem — sein Junge war Leutnant geworden und würde jetzt im Kriege sein. Dann würde er doch einmal Nachricht gegeben haben! Jürgen von Böhmer hatte es sich Kopf gesetzt, entweder seinen Namen zu Ehren zu bringen, oder seine Eltern nie wieder von ihm hören. — „Schöner Tag ist in der Welt, als wer sein Leben erschlagen —“, so sang und es unaufhörlich in seiner Seele. Das hatte für ihn noch eine weit tiefere Bedeutung als für die andern, die nur sterben wollten für das Vaterland. Er wollte fürs Vaterland sterben, um für die Eltern zu leben!



Stabsmajor Wilhelm Jebgeny. (Mit Text.)

Patrouille zu erkunden, Brücke vor D. von den übernehmend sei. — Gewollt ritt er an der Spitze seiner Schar zwischen den Bäumen. Es war ein wunderbares Bild, wie die Nebel in leuchtenden Strahlen zerflatterten. Wie Verheißung schien es: „Nur dich kann noch alles werden!“ — Jürgen von Böhmer hob den Kopf wie in dem Siegesbewußtsein. Er noch diesen Druck auf die Hand der Mutter — ach, nur nicht daran

denken, weit war der Weg! — Eine Patrouille kam aus der Richtung, die sie einschlagen sollten, Böhmer und seinen Leuten entgegen. Ja, die Brücke sei noch frei, sie wollten jetzt ihre Truppe heranziehen, erklärten sie auf Befragen. Einen Augenblick überlegte Böhmer, dann entschloß er sich, die Brücke sofort zu besetzen und so lange zu halten, bis Verstärkungen durch die zurückkehrenden Kameraden herangeholt wären. Er empfahl ihnen dringende Eile und setzte seinen Weg fort. Nicht lange, da schwang sich dicht vor ihm die Brücke über den schimmernden Fluß, der wie Silber in den Sonnenstrahlen aufglänzte. — Aber — was war das? Deutlich zeichneten sich die Gestalten feindlicher Reiter gegen den hellen Himmel. Es war kein Zweifel, sie waren ihm zuvorgekommen und hatten sie eben die Brücke in Besitz genommen! Nur schnelles Handeln konnte helfen. Umgekehrt wäre sicherer Tod gewesen — also mutig drauf los!



Graf Czernin, der bisherige österreichisch-ungarische Gesandte in Bukarest.

Red forderte der junge Führer die Besetzung auf, sich zu ergeben. Die überraschten Feinde mußten annehmen, daß Jürgen einen größeren Truppenteil hinter sich habe. — Nachher, als sie sahen, daß sie sich hatten überlisten lassen, schossen sie wütende Blide auf Jürgen von Böhmer. Der befand sich in hoher Erregung, die von Minute zu Minute wuchs. Wenn nur die Patrouille von vorn für schleunige Verstärkung sorgte!



Freiherr von dem Busche-Haddenhausen, der bisherige deutsche Geschäftsträger in Bukarest.

Er zog die Uhr und rechnete nach? Eine ganze Weile konnte es noch dauern. Sein Herz schlug wie ein Hammer. Kam der feindliche Nachschub eher heran, so war er mit seinen Leuten verloren. Er biß die Zähne zusammen: Nur



Der neue Emmichbrunnen in Hamburg.



Das Strumatal südlich von Doiran, der Schauplatz der Kämpfe zwischen bulgarischen und serbischen Truppen.

nicht in Gefangenschaft geraten! Dann aber, ihr Träume von der Rückkehr in das Vaterhaus!

Jeder Nerv spannte sich: Hörte er nicht das Stampfen näherkommender Soldaten? Nein, es mußte eine Täuschung gewesen sein. Und da — doch wieder — waren es die Feinde oder die Feinde? Jürgen von Böhmer hielt es nicht länger aus, er schickte einen von seinen wenigen Leuten zurück, daß er die Nachkommenden zu höchster Eile ansporne. Als er sich umdrehte, sah er in der Ferne feindliche Truppen sich nähern. Alles Blut drängte ihm zum Herzen. Er durchlebte furchtbare Minuten. Der Weg, den die Deutschen kommen mußten, führte so durch Dünen und Wald, daß er sie erst würde sehen können, wenn sie dicht vor ihm wären. Wehe aber, wenn sie zu spät kamen!

Finsternis starrten seine Blicke, sein Antlitz war bleich vor Aufregung. Ihm durfte es nicht geschehen, daß er zur Untätigkeit in Feindesland verdammt wurde, denn ihm ging es um mehr als Leben oder Tod, Ruhm oder Ehre!

Seine Hände krampften sich. „Lieber Gott, hilf!“ murmelten seine Lippen. Schon waren die Feinde ganz nah, in wenigen Minuten mußte sein Schicksal sich entscheiden. Da, im Augenblick der höchsten Not kam etwas um die Biegung. — Gott sei gelobt — es waren deutsche Soldaten! Im Handumdrehen war ein Gefecht im Gange, auf beiden Seiten wurde mit Erbitterung gekämpft, aber als die Sonne glutrot im Meere versank, hatten die Deutschen die Brücke erobert.

Jürgen von Böhmer war schwer verwundet. Wie ein Gnadengeheimnis empfand er seine Schmerzen und seine tödliche Schwäche. Mit keinem Gedanken kam ihm der Wunsch, leben zu wollen. Nach einigen Tagen bat er die Schwester, die ihn pflegte, seinen Vater im Falle seines Todes zu benachrichtigen. „Schreiben Sie ihm, ich sei ganz glücklich gewesen, daß ich gut machen durfte“, sagte er und eine Träne schlich ihm über die eingeklemmte Wange. Und dann ganz leise: „Und grüßen Sie meine Mutter —“

Schwester Erila hielt es für richtiger, den Tod ihres Pfleglings nicht abzuwarten. Der arme Junge verging vor Heimweh, und an ihr sollte es nicht liegen, wenn er seine Eltern nicht mehr wiedersah. Den ersten freien Augenblick benutzte sie zu einem Brief an den großen Hüttenbesitzer, der ihr dem Namen nach längst bekannt war. Aber sie beschränkte sich nicht auf die wenigen Angaben, die der Schwertrante ihr gemacht hatte, sondern sie fügte aus ihrem eigenen Antriebe noch mancherlei hinzu. Daß er das Eiserne Kreuz erster und zweiter Klasse habe, und daß er für die letzte Heldentat ohne Zweifel zum Leutnant befördert werden würde und — daß er seine Leiden zwar trage wie ein Held, aber offenbar an unaussprechlicher Sehnsucht nach seiner Mutter frante.

Frau von Böhmer hatte in den langen Jahren ihrer Ehe ihren Gatten noch nie weinen sehen. Sie blickte erstaunt von ihrer Zeitung auf, als ein eigentümlicher Ton an ihr Ohr schlug, wie ein unterdrücktes Schluchzen. Auf der Stelle wußte sie, daß es sich nur um Jürgen handeln könne. Alle heiße Angst und die zitternde Sorge ihres Mutterherzens, die sie seiner Menschenseele anvertraut hatte, erhob sich riesengroß. Aber nur einen Augenblick. Dann hatte sie sich wieder in der Gewalt. Sanft legte sie ihre Hand auf die ihres Mannes.

„Was ist dir?“ fragte sie weich.
„Da lies“, antwortete er und schob ihr das Briefblatt hin. Eng hielten die Gatten sich umschlungen, als sie gelesen hatte. Ihre Tränen flossen unaufhaltsam. Aber es waren keine schmerzlichen Tränen, es war vielmehr ein befreiendes Ausströmen lange zurückgehaltener, verborgener Schmerzen.

„Wann reisen wir?“ fragte Frau von Böhmer plötzlich.
Ihr Gatte mußte lächeln. „Wann kannst du?“ fragte er zurück.
„Sofort.“

Sein Lächeln vertiefte sich. So schnell war Nothilfe in fünfundsiebenzig Jahren noch nicht bereit gewesen. Er mußte ihr ordentlich klarmachen, daß es so rasch, wie sie dachte, in Kriegszeiten gar nicht ginge.

Immerhin öffneten sich dem hochangesehenen Manne willig alle Türen, an die er klopfte, und am dritten Tage, nachdem der Brief der Schwester bei ihnen eingetroffen war, erreichten die Eltern das große Kriegslazarett, in dem ihr Sohn weilte. Ein seliges Lächeln breitete sich über sein bleiches Antlitz, als er sie erkannte.

„Mutter, kommst du endlich?“ flüsterte er kaum vernehmlich.
„Doch mich zu — willst du? So wie du kann es keiner; mich hat immer gefroren.“

Frau von Böhmer nahm die Dede und steckte sie an einer Stelle des Mädchens fest, so wie sie es bei dem Knaben vor vielen Jahren in Krankheitsfällen getan hatte. Er sagte nach ihrer Hand und hielt sie fest in der seinen, während er den Kopf zur Seite neigte, um einzuschlafen für immer.

Hausmütterchen.

Humoreske von Paul Blif. (Nachdruck)

Ein schöner Sommertag. Die Vormittagssonne scheint hell und warm durchs Fenster herein.

Lucie sitzt am Nähtisch und führt emsig die Nadel. Sie ist in die Arbeit vertieft, daß sie erst, als ziemlich energisch die Tür gepocht wird, aufsieht und „Herein!“ ruft. Die Fremde kommt, Fräulein Meta Bergmann — eine Dame von Jahren, groß und schlank, ein geistvolles, aber ein wenig zu hartes Gesicht, schnelle, hastige Bewegungen und große sprechende Augen. Sie trägt ein modernes Radfahrerkostüm, so modern wie es die gute Sitte nur gestattet, und paßt aus vollen Gliedern an einer langen, diden Ägypter.

„Guten Morgen, Kleine!“ ruft sie etwas von oben herab. Lucie reicht die Hand und fragt spöttelnd: „Na, schon ein Hausmütterchen?“

Lucie nickt lächelnd und erwidert dann gutmütig: „Was soll mir anders übrig? Ich habe niemand, der mir meine Arbeit abnimmt. Ich muß arbeiten!“

„Na,“ meinte die andere, „wie das klingt. Nein, du mußt müssen, sagte schon Goethe.“

„Ich glaube es war Lessing.“

„So — na, mir auch recht; jedenfalls ist's ein vernünftiger Ausspruch. Übrigens verstehe ich dich nicht: deine Eltern doch wohlhabend genug — weshalb sitzt du denn hier Tag beim Nähzeug?“

„Es macht mir Spaß, zu arbeiten.“

„Zu arbeiten — selbstverständlich! Aber nicht solche Arbeit. Das war ehemals, heute finden die Töchter aus gutem Hause etwas anderes, Wichtigeres, zu tun — wir sind doch nun moderne Menschen!“

„Ach, liebe Meta, mit dem Wort „modern“ wird sehr viel gesagt, und es scheint mir beinahe, als brauchtest du es bischen zu oft.“

„Das scheint dir?“ Die Fremdin, ein wenig beleidigt, laut und schrill auf. „Aber du bist nicht nur nicht modern, sondern im höchsten Grade unmodern!“

„Ach, was du sagst!“

„Zuwohl, mein Kind, das bist du! Du bist das junge Mädchen von ehemals, mit „züchtigen, verschämten Wangen“, wie es so schön sagt.“

„Diesmal war es Schiller!“

„Na, auch gut! Du bist das kleine Bähnlamm, das sich von dem sogenannten Herrn der Schöpfung einfangen läßt von dem sogenannten Herrn der Schöpfung immer nicht, immer ja sagt und immer zufrieden ist. Du bist so das Bild der Frau, die seit Jahrhunderten ins Joch geknechtet ist, nur um den Männern das Leben angenehmer zu machen!“ Davon aber, daß das Weib heute ganz andere Ansprüche, davon hast du keinen blauen Schimmer! Spiel dich getrost das Hausmütterchen weiter, du bist ganz an deinem Platz.

„Na und du? Willst du vielleicht nicht auch mal einen Stand gründen?“

„Vorerst gewiß nicht! Erst will ich das Leben kennen und meine Kraft daran stärken.“

„So, so!“ lachelt Lucie ganz fein.
„Was willst du denn mit deinem „so, so“ sagen? Das ist gar zu geheimnisvoll.“

„Ich, es schien mir, als interessierstest du dich für einen Mann.“

„Unfinn! So was gibt's bei mir gar nicht!“ sagt Meta. „Ich kann aber ein leichtes Erröten nicht ganz verbergen.“ „Aber wen meinst du denn eigentlich?“

Nachdem sie weitergehend, sagt Lucie: „Ich dachte an Wolfram.“

Einen Augenblick loht im Gesicht der Fremdin eine rote Glut auf, dann aber bezwingt sie sich und meint ganz leise: „Woher kennst du denn Herrn Wolfram?“

„Aber, das weißt du nicht? Er geht ja schon seit ein Vierteljahr bei uns aus und ein.“

Jetzt wird die andere immer erstaunter. „Keine Ahnung hatte ich davon! Übrigens hast du diesmal recht, er ist ein interessanter Mann!“

„Nicht wahr?“ sagt Lucie nur, beugt sich aber ganz tief über ihre Arbeit.

„Und ein so verständiger Mann, so ganz anders als die Durchschnittsform! Gestern traf ich ihn im Frauen-Verein, da hörte ich zu meiner Freude, daß er für unsere Sache vollste Verständnis hat.“

„Ja, er hat auch Papa von dir erzählt.“

„Wirklich? Ach, liebste Lulu, was hat er denn von mir gesagt? So sprich doch, Lulu!“

„Aber, liebe Meta, du bist ja ganz erregt; ich denke so interessiert dich gar nicht?“

„Ja, aber man hört doch gern mal, was die Menschen denken. So laß doch endlich diese dumme Mäharbeit — ganz nervös macht mich das! Komm, laß uns lieber ein wenig plaudern.“

„Nicht, Meta, nein, nein! Die Arbeit eilt — sie muß werden — ich will's dir verraten; es ist der Rest meiner Arbeit.“ Und glückselig lächelnd sieht sie zu der Freundin auf. Sie aber wird immer erstaunter; endlich fragt sie kleinlaut: „Ist du denn schon verlobt?“

„Dir kann ich es ja sagen — so gut wie verlobt!“ — Meta ganz starr. „Davon ahnte ich ja gar nichts. So müde wer ist es denn?“

„Sie schweigt errötend.“

In diesem Augenblick tritt Herr Wolfram ins Zimmer. Die Damen zeigen ein freudiges Erstaunen.

„Er, ein stattlicher Mann von dreißig Jahren, mit leichtem Lächeln, begrüßt erst Fräulein

„hübsch, aber nur ein wenig förmlich, findet; dann geht er zu Lucie, küßt

„Hand, sagt auch ihr nur freundliche

„die Art aber und der Ton, in dem

Lucie spricht, verraten der immer

erstaunten Freundin mit einem Male

„was, was sie vordem wissen wollte.

„Ist sie sich auf, um ihre Enttäuschung

„verraten, und nimmt rasch Abschied.

„Aber so bleib doch noch“, bittet Lucie.

„Ja, mein gnädiges Fräulein,“ sagt

„er, „das sieht ja aus, als hätte

„er vertrieben.“

„Nun kocht all der Groll und Ärger

„auf, und sie nimmt sich vor, ihm

„den Giebel zu verfehen. Mit leichtem

„entgegnet sie: „Nein, Herr Wol-

„fram hat noch kein Mann vertreiben

„können; aber ich habe zu arbeiten, denn,

„wie ja wissen, bin ich eine von denen,

„die Vorkämpferin sein will für ihr be-

„stimmtes Geschlecht, die den Beweis er-

„bringen will, daß man die Kraft der Männer bald auf allen Ge-

„bieten kann.“

„Lucie meint er: „Sehr nett, wenn wir Männer dann

„in den Ruhestand versetzt würden.“

„Wollen Sie nicht, ich werde Ihnen beweisen, daß wir Mut

„haben, daß wir tapfer sind!“

„Nicht lächelnd und sieht sinnend vor sich nieder.

„Sie glauben mir wohl nicht, wie?“ ruft sie, immer erregter

„auf. „Nun, hoffentlich habe ich bald Gelegenheit, Ihnen

„zu zeigen, daß ich nicht nur schöne Worte zu machen verstehe!“

„Jetzt noch schweigt er, nicht nur immer lächelnd und

„auf der Erde nieder.

„Fragt Lucie heiter: „Aber was starren Sie denn in einem

„Blick in die Erde?“

„Leicht spöttelndem Lächeln entgegnet er: „Ich beobachte

„nur die niedliche, kleine Maus.“

„Wo Maus? Ach, wo denn?“ ruft fröhlich Lucie.

„Fräulein Meta aber retirierte sofort auf einen Stuhl. Erregt

„bittet sie: „Ach, verjagen Sie das gräßliche Tier, ja,

„ich kann Mäuse nicht sehen, ganz nervös machen sie mich.“

„Aber, mein gnädiges Fräulein,“ sagt er heiter, „vorerst haben

„ich wohl noch nicht Mut genug — aber, bitte, kommen Sie

„herunter — es war nämlich gar keine Maus da, ich wollte

„sehen, wie weit Ihre Tapferkeit reicht.“

„Schämt steigt Meta herunter vom Stuhl; zitternd sagt sie:

„Sie, mein Herr, wollen ein Freund der Frauenfrage sein?“

„Entgegnet er mit höflichem Lachen, „ich bin sogar ein

„Förderer dieser guten Sache, sobald ich sehe, daß man

„auch ehrlich dafür arbeitet; aber ich belämpfe ebenso ernst

„die Schwärze, die diese Frage zeitigt, denn sie sind der Krebs-

„für die ganze Bewegung!“

„Verschwand Fräulein Meta Bergmann lautlos.

„Sie aber sagte mit fröhlichem Lachen: „Da will ich dann

„über auch weiter noch als „Hausmütterchen“ gelten, ehe

„ich so blamiere!“

„Aber schloß sie in die Arme und rief: „Zawohl, denn so

„du mir auch am besten!“

nach Colberts Tod auch zum Leiter der öffentlichen Bauten ernannte. — Bekanntlich liebte es der König, prachtvolle Paläste aufzuführen, und da er gerade für Frau von Maintenon ein neues Lustschloß, Trianon, errichten ließ, welches nach seinem Geschmack zu unbedeutend ausfiel, so ließ er es vor der Vollendung gleich wieder niederreißen und beauftragte Louvois damit, ein würdevolleres zu erbauen.

Das geschah. Als aber der König das im Bau befindliche Haus besichtigte, fiel ihm auf, daß eins der Parterrefenster störend gegen die Gesetze der Symmetrie verstieß. Er besaß tatsächlich einen scharfen Blick für alles, was in der Beziehung nicht ganz korrekt war, und tat sich viel darauf zugute.

Louvois aber, der an Unfehlbarkeitsdünkel fast noch seinen königlichen Herrn übertraf, wollte sich die Aussetzung nicht gefallen lassen und erklärte das beanstandete Fenster für durchaus richtig. — Dieses ärgerte den Monarchen, der nicht den leise-

Begierbild.



Wo ist der Jäger?

Widerspruch vertragen konnte, und er beschloß, den Erbauer gewaltiam von seinem Irrtum zu überführen.

Er wendete sich nun an den berühmten Lenoître, den Schöpfer der französischen Gartenbaukunst, der sich eines anerkannt vorzüglichen Geschmacks erfreute, und fragte ihn, wie ihm Trianon gefalle.

Der große „Gartenarchitekt“, wie man damals sagte, „Landschaftsgärtner“, wie man heute sagen würde, behauptete, es noch nicht gesehen zu haben.

Der König beauftragte ihn, sich das Bauwerk anzusehen und besonders auf das Parterrefenster zu achten, das sein Mißfallen erregt hatte. Dabei sprach er sich entrüstet darüber aus, daß Louvois sich nicht einmal von ihm einen Tadel gefallen lasse und ihn schwer beleidigt habe.

Lenoître kannte den herrschsüchtigen Minister ebenfalls von dieser Seite schon allzu gut. Er war durchaus nicht begierig darauf, ihn sich zum Feinde zu machen,

und als sein König ihn tags darauf fragte, ob er sich Trianon angesehen habe, schüttelte er allzu lange große Überbürdung mit Arbeiten vor, die ihn an der Besichtigung verhindert habe. Da merkte Ludwig, daß der zum Schiedsrichter Aufgerufene es weder mit ihm noch mit dem allmächtigen Hofmann verderben wollte, und deshalb sein Urteil lieber für sich behielt.

Gerade das aber reizte ihn doppelt. Ohne Umstände befohl er ihm, den folgenden Tag zu einer bestimmten Stunde ihn und Louvois in Trianon zu erwarten.

Demgegenüber konnte Lenoître nichts tun. Er erschien, wie befohlen, beim Neubau und sah auf den ersten Blick, daß der König im Rechte war. Gleich nach ihm trat auch dieser mit dem Minister ein. Sofort wendete sich Ludwig an den Gartenkünstler mit der Frage, wie er über das bewußte Fenster denke. Lenoître mühte sich, einer direkten Antwort auszuweichen. Ungeduldig aber befahl ihm der verwöhnte Herrscher, mit Zirkel und Winkelmaß die Lage des Fensters nachzumessen. Louvois murkte zwar vernehmbar über einen solchen Eingriff in seine Machtsphäre; Lenoître aber nahm die befohlenen Messungen vor.

„Nun?“ fragte Ludwig gespannt, als der Gartenarchitekt seine Werkzeuge zusammenklappte. Es half kein Sträuben: die aufgeschriebenen Maße, die dem König übergeben werden mußten, bestätigten, daß dieser mit seiner Ausstellung recht gehabt hatte.

Nun hielt der Monarch mit seinen Empfindungen nicht zurück. Wie ein Sturzbach ergossen sich die bittersten Vorwürfe über den eigensinnigen Leiter der öffentlichen Bauten.

Waren schon die Vorwürfe schlimm genug, so versetzte den der Umstand, daß er sie in Gegenwart der Höflinge, der Bauarbeiter und der Dienerschaft zu hören bekam, in wahnsinnige Wut. Unverzüglich sagte er zu seinen vertrauten Freunden: „Ich bin eines lumpigen Fensters wegen bei dem König in Ungnade gefallen. Zum Glück bin ich ja aber nicht nur Bau-, sondern auch noch Kriegsminister. Was mich retten kann, ist ein Krieg, der ihn von seinen Bauten abzieht und mich unentbehrlich macht. Nun — er soll ihn haben!“

Und er machte seine Drohung wahr. In kurzer Zeit hatte er sein Land in einen Krieg mit Deutschland, England, Holland, Spanien und Savoyen verwickelt, einen Krieg, der von 1688 bis 1697 dauerte, Ströme Menschenbluts verschlang, dem Deutschen Reiche Straßburg kostete, die schmachliche Verwüstung der Pfalz herbeiführte und selbst nach Louvois' Tode noch sechs schredliche Jahre wüthete. Und das alles im letzten Grunde wegen eines nicht ganz symmetrisch angebrachten Fensters!

E. D.

Ein Fensterkrieg.

Der König Ludwig XIV. von Frankreich hatte zu seinem Kriegsminister den durch Eigensinn berücksichtigten Louvois ernannt und hielt auch so große Stücke von ihm, daß er ihn

Wiegenlied.

Leise die Wiege schaukelt
In dem traulichen Raum,
Und mein Kindchen umgaukelt
Leise ein holder Traum.

Süße, rosige Grübchen
Gräbt er um Wangen und Mund
Meinem schlafenden Bübchen
In der dämmernden Stund'.

Knospengleich in den Kissen
Liegt es da und es lacht.
Nächt' nur den Traum gern wissen,
Der es so glücklich macht.

Johanna Weiskirch.

Unsere Bilder

Das neue Zentraljustizgebäude in Nürnberg. Der Monumentalbau wurde während des Weltkriegs errichtet nach den Plänen des inzwischen verstorbenen Ministerialrates Hugo v. Hoefel in München. Zwischen den oberen Fenstern der Fassade des Mittelbaus stehen in Nischen auf Konsolen die in Kaltstein gemeißelten lebensgroßen Figuren von dreizehn berühmten Rechtsgelehrten und Verfassern rechtswissenschaftlicher Werke, sowie des oströmischen Kaisers Justinian. Die Kosten des großzügigen Bauwerks betragen acht Millionen Mark.

Generalsstabsmajor Wilhelm von Zebeggen, der älteste Offizier und Generalstabler der k. u. k. Armee, der als 84-jähriger zu Kriegsbeginn wieder einrückte, wurde mit dem „Signum laudis“ ausgezeichnet.

Allerlei

Aus der Schule. Lehrer: Lehmann, Sie sind sehr empfindlich, gleich sind sie mit Tränen bei der Hand. Warum weinen Sie denn eigentlich? — Schüler: „Ich fühle mich verlegt, weil Sie mich immer so anherrschen.“ — Lehrer: „Ach papperlapapp! Sie machen's wie das Krokobil, Sie ziehen Ihr Taschentuch heraus und weinen Krokobilstränen.“

Der Komponist Chopin war von einer vornehmen Dame zum Diner eingeladen und wurde nach Tische von ihr gebeten, etwas zu spielen. Der damals schon etwas leidende Meister weigerte sich zuerst, dann nahm er vor dem Piano Platz und spielte eine reizende, aber sehr kurze Einleitung. — Die Dame des Hauses war ganz entzückt und bedauerte nur, daß das Stück so kurz sei. Da faltete Chopin die Hände, blickte die Dame stehend an und meinte dann: „Ach, ich habe ja auch so wenig gegessen!“

Der Kritiker wider Willen. Der französische Schriftsteller Jean François Marmontel (1723—1799), dessen „Moralische Erzählungen“ (Contes moraux) noch heute viel gelesen werden, hatte als literarischer Anfänger, wie natürlich, manchen Mißerfolg zu verzeichnen. — Namentlich im dramatischen Genre gelang es ihm nur schwer, sich eine Stellung zu schaffen, obgleich er schließlich eine ganz stattliche Anzahl von Trauer-, Sing- und Lustspielen, sowie komischen und ernstern Opern anzuführen vermochte, die es sämtlich zu einem hübschen Erfolge gebracht hatten. So wurde eine seiner Operetten „Die Guirlande“ mit wenig Beifall aufgenommen. An einem Abende nun, da das Stück wieder in Szene ging, fuhr der Dichter in einem Mietswagen durch die Stadt Paris. In der Nähe des Schauspielhauses ertitt das Fuhrwerk eine leichte Beschädigung. Aus Anlaß dieses Unfalles rief Marmontel dem Kutscher zu, er möge nicht über den Opernplatz fahren, damit sein Gefährt in dem Gewühle der dort verkehrenden Wagen nicht noch ärger beschädigt werde. Doch der Kutscher, dem sein Fahrgast unbekannt war, meinte gutmütig: „O, es ist nichts zu fürchten, gnädiger Herr! Man gibt heute „Die Guirlande“, da ist es totentill auf dem Platz, von Gedränge keine Spur, und mit dem Passieren hat's keinen Anstand. He, Lise, hopp!“ — Marmontel machte ein langes Gesicht und steckte einen ziemlich Teil des Trinkgeldes, welches er dem waderen Koffelkeller zugebacht hatte, wieder in die Tasche.

Wagdorf und Manteuffel. Der Graf von Wagdorf, Minister des Königs von Polen, wollte seinen Kollegen, den Grafen von Manteuffel, bei Hofe unmöglich machen; weil die Günst und die Talente desselben seine Eifersucht erregten. Zu diesem Behufe begab er sich eines Tages an den Hof, versehen mit einer Schrift, welche alle Anklagepunkte gegen Manteuffel enthielt. Er findet diesen selbst im Vorzimmer des Königs, auf den Augenblick harrend, dem Könige seine Aufwartung machen zu dürfen. Während nun die beiden Feinde sich aufs höflichste unterhielten, zieht ein Affe, den August II. zu seinem Vergnügen angeschafft hatte, dem Wagdorf leise und unbemerkt das bewußte Papier aus der Tasche und läßt es zu Boden fallen. Manteuffel sieht es und seht, nichts Gutes ahnend, gleich den Fuß darauf, bis Wagdorf sich entfernt, um zum Könige zu gehen, und diesem seine Beweisstücke vorzulegen. Vergebens aber sucht der Graf seine Papiere, als er nun vor dem Monarchen steht; er wird durch den Verlust derselben so verwirrt, daß er kein Wort hervorzubringen vermag und tief

besämt weggeht. Manteuffel hat indes Zeit genug, mit Ruhe alle schuldigungen seines Feindes durchzulesen, um nun von seiner Seite regeln zu treffen, seinen verhassten Nebenbuhler zu vernichten.

Gemeinnütziges

Die Tomaten werden zum großen Teil unreif bleiben, wenn die schönen Spätherbsttage des September noch viele Früchte zum Reife gebracht haben. Aber auch die grünen Früchte können verwertet werden, da sie ein ausgezeichnetes Kompott ergeben. Sie werden in dünne Scheiben geschnitten, ebenso Zitronen, deren Kerne jedoch vorher entfernt sind, dann wird die Masse mit Weigabe von einigen Stücken Zimt im eigenen Saft — ohne Wasserzusatz — weich gekocht, dann Sieb gedrückt und mit Zucker zu Gelee eingedickt. Dieses wird in gefüllte und lektete mit Pergamentpapier verbunden. Auf 1 Kilogramm Tomaten werden 300 Gramm Zucker und eine Zitrone genommen.

Knospenstände, die in der Entwicklung zurückgeblieben sind, werden in jetzige Zeit entfernt, indem der Stiel entfernt wird. Sind die Knospen noch zurück, so kann auch wöchentlich einmal Jauche gedüngt werden. Damit aufgehört werden, sobald die Stauden gebildete Knospen besitzen.

An Kohl- und Krautköpfen außen immer ein paar Blätter als Schutzblätter bleiben. Das Pugen darf nicht werden. Die Schutzblätter werden erst dem Verbrauche entfernt.

Zufträge der Kanarienvögel deckt man durch Bestreichen der Stellen mit Pernbalsam, dem etwas Citrus beigemischt wird. Hat die Krallen angegriffen, so sind die Zehen mit Leinwand zu umwickeln.

Weiße Woll- und Tuchstoffe man von Schmutz- und Staubflecken, man sie mit einer Mischung aus gleichen Teilen feinem Salz und Kartoffelmehl abreiben.

Der Geranienrückschnitt darf nicht Herbst und Winter erfolgen, da die Zweige leicht faulen. Sollte hie und da eine abzweigende Stelle mit Holzbohlen bestäuben. Der Rückschnitt erfolgt im Frühjahr kurz vor oder nach dem Umpflanzen.

Trocknung und Lüftung des Geranien erreicht man auf dem Schüttboden am schnellsten und besten, wenn die Geranien auf den Erdboden herabgelassen werden.

Gegen Nasenröte haben sich Umkleen mit einer fünfprozentigen Alaunlösung bewährt. Eine Portion Watte nach der Lösung getränkt, auf die Nase gedrückt, der Lösung getränkt, auf die Nase gedrückt.

Gemütlisch.
Gast: „Warum werfen Sie den andern Herrn denn nicht auch hin?“
Wirt: „Der hat doch noch mehr Bärm gemacht als ich!“
Gast: „Der hat no net gahlt, mei' Barm!“

mit Guttaperchapapier bedeckt und durch eine Binde befestigt. Man wäscht solche Umschläge am besten abends und läßt sie die ganze Nacht liegen.

Käse-Rätsel.

A	*	.	*	.
H	*	.	*	.
A	*	.	*	.
A	*	.	*	.

Die leeren Felder in vorstehender Figur sind derart mit Buchstaben auszufüllen, daß in den wagerechten Reihen folgende Wörter entstehen:
1) Ein Monatsname.
2) Ein Musikinstrument.
3) Ein geistiges Getränk.
4) Eine Stadt in Italien.

Nachdem alle Wörter richtig gefunden sind, ergeben die beiden durch die Sternchen markierten Reihen im Zusammenhang gelesen eine Oper Richard Wagners.

W. Spangenberg.

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Domonums: Blatte.
Des Räthels: Arnheim, Rahm, Nabe, Hera, Erna, Marne.
Des Räthels: Die Augen blühen, Die Frucht verdirbt —
Die Wangen glücken, Das Leben stirbt.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Weisser, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Weisser in Stuttgart.